

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

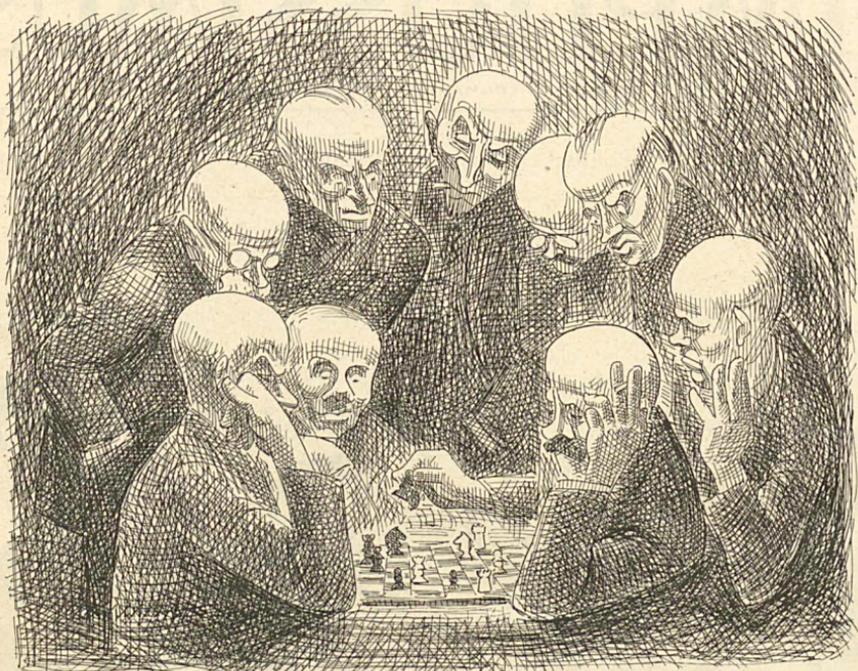
Politisches Exerzieren in England

(E. Thöny)



„Die Herren vom rechten Flügel haben das Linksum noch immer nicht begriffen. Das muß ruckartig gehen!“

Esercitazioni politiche in Inghilterra: „I signori dell'ala destra non hanno ancora compreso il 'Fianco a sinistra!'. La conversione dev'essere subitanea!..



Rechte Seite, linke Seite

Er und sie gehen ins Konzert. Sie haben noch zwei Karten bekommen, eine ganz vorne, wo die sehr feinen Leute sitzen, und eine ganz hinten, wo auch feine Leute sitzen.

Emil ist Kavallerie, er läßt Emilie den Platz der ganz feinen Leute und begnügt sich mit dem andern. Nach der ersten Pause kommt Emilie und sagt: „Lieber, tu mir den Gefallen und setz' dich nach vorne auf meinen Platz; du sollst es auch gut haben.“ Er kann ihr nichts abschlagen und so geht er nach vorne, wo die ganz feinen Leute sitzen. Als er sich gerade setzen will, kommt ein Herr und will sich auf denselben Platz setzen. Die Männer funkeln sich an, und Emil setzt sich. Jetzt beginnt der übliche Krach von Menschen, deren Rechtsgefühl beleidigt ist. „Ich habe doch schon...“, zischt der fremde Herr, Klim, Plim, Plim beginnt der Klaviervirtuose und die Leute machen „Pst!“

Emil sitzt auf seinem Platz und hört nichts von dem schönen Musikstück und der Virtuosität vor lauter Empörung. Der fremde Herr steht neben ihm und hört auch nichts, auch vor Empörung. Applaus. „Werden Sie jetzt meinen Platz räumen?“ — „Ich habe den Platz bezahlt!“ — Klim, Plim, Plim — „Pst!“ Beide hören wieder nichts. Applaus. Der fremde Herr hat jetzt Gelegenheit überzucken. „Zeigen Sie mir Ihre Eintrittskarte!“ Darauf hat Emil nur gewartet. Wie der Gesandte eines mächtigen Herrn die Kriegserklärung, so zieht er seine

Eintrittskarte aus der Tasche und überreicht sie dem Todfeind. Jetzt hätte dieser zerschmettert zusammensinken müssen, aber er sinkt nicht. Mit höhnischer Verachtung sagt er nur: „Dieses Kinobillett hat hier keine Gültigkeit.“ Emil stirbt auf das Kinobillett. Emil stammelt, Emil benimmt sich wie ein Hampelmann, indem er gleichzeitig mit beiden Armen in die rechte und linke Tasche fährt und sucht. „Unverschämtheit!“ sagt der fremde Herr nur und setzt sich auf seinen Platz. Emil möchte jetzt ein Staubkorn sein und vom Winde weggeblasen werden oder wie Morgenebel zerpehen. Um ihn herum sind nur höhnische Gesichter. Aber er wird nicht fortgeblasen, er zergeht nicht, er muß auf seinen zwei Beinen langsam abgehen.

Nun findet er die richtige Eintrittskarte, er sieht nach. Natürlich links statt rechts. Verdammte! Jetzt wird er sich durch die Tat rechtfertigen, jetzt wird er diesem verdammten Pack zeigen, daß er rechtmäßiger Inhaber eines so feinen Platzes ist. Er geht auf den ihm gebührenden Platz zu, doch jetzt ist gerade große Pause. Alleine strömt aus dem Saal, nur Emil bleibt auf seinem Platz alleine sitzen, unbeachtet vom Volke.

Die Pause ist beendet. Die Leute strömen herbei, auch Emilie. „Möchtest du mich vielleicht jetzt wieder nach vorne lassen, Lieber?“ Emil ist noch immer Kavallerie, Emil geht in die hintere Linie. Als er sich gerade auf seinen Platz in der hintersten Reihe setzen will, kommt der feine fremde Herr vorüber.

Emil hat sich nie rechtfertigen können. Foitzick

Alter Satiriker

Mit den Zähnen hat es angefangen.

In die Binken sind sie ihm gegangen.

Erft zum Kauen die und die zum Beißen.

Ach, es war ein ständiges Verklüffeln!

Immerhin: mit Hilfe des Dentisten

war's ihm möglich, neu sich aufzurüsten.

Liebreich trocknet seines Kummers Träne

ein patentee Adoptivgeräthe.

Aber dann, als Sommers letzte Rose,

plüßte den Giftzahn die Parodontose.

Diefer ist ihm, nach den andern allen,

Eines Tages gleichfalls ausgefallen.

Und was nun? ... Er ist ganz fanft geworden,
außerstand, noch geistig iven zu mordern.

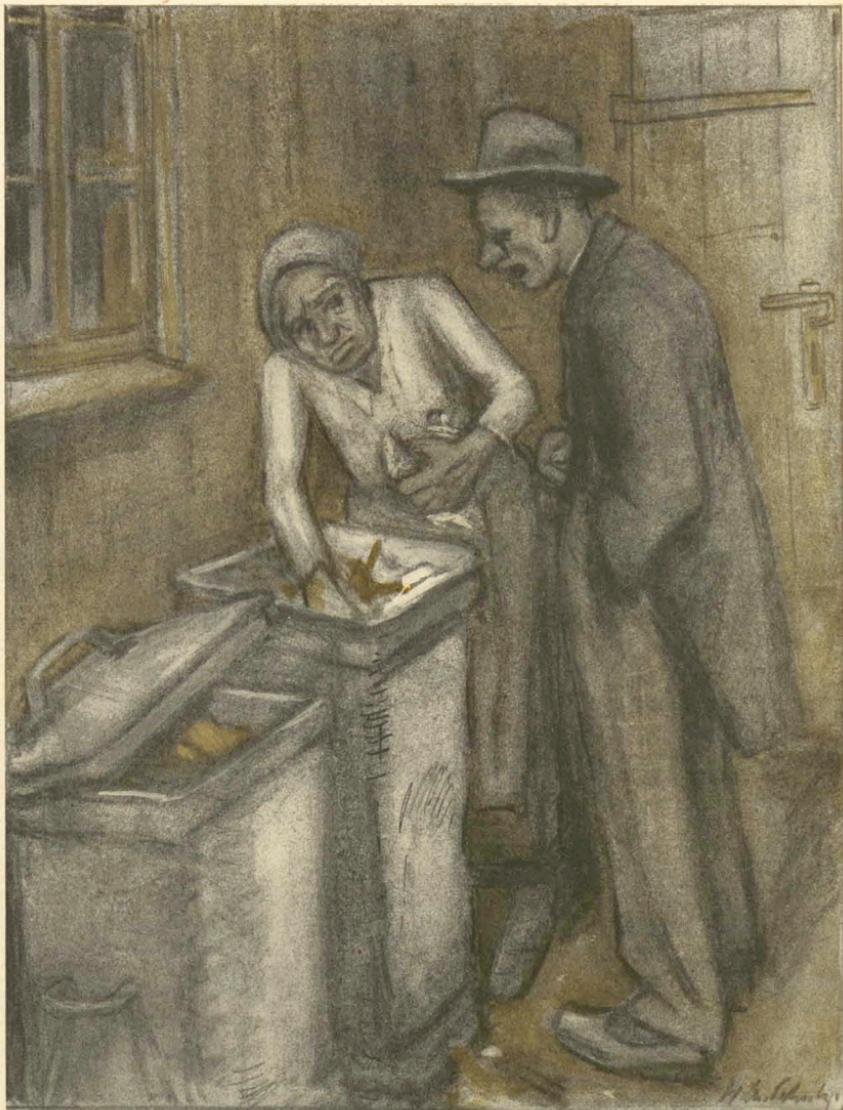
Weisheitsprüche sprudelnd faßt wie Goethe,

schlurft er durch die eig'ne Abendröte.

R a t a t o e h r

Die Ernährungskonferenz in Hotspring

(Wilhelm Schultz)



„Die Ernährungskonferenz war wirklich ein großer Erfolg. Jetzt stehen hier schon zwei Kehrichttonnen!“

La conferenza dell'alimentazione a Hotspring: „La conferenza dell'alimentazione ebbe davvero un gran successo. Già adesso ci stanno qui due recipienti di latta colmi d'immondezze!„

GELSOMIN SPIELT SCHICKSAL

VON GIGI VIVIANI

„Wer sind die?“ fragte Gelsomin, die vier Knöpfe seines Hemdes zuknöpfend, das er über der Brust offen trug.

„Offiziere der Königs. Heute ist Jagd.“
„Kommt er hier vorbei, der König?“

„Ich glaube.“

„Werd' ich ihn sehen können?“

„Wir klettern auf die Eiche hinterm Haus: von dort oben können wir ihn sehen, ohne daß man es bemerkt. Es ist besser so...“

„Hast du den König schon mal gesehen?“

„Oh, da ist er!“

„Wie ist er?“

Pillac zuckte mit den Achseln und wußte für den ersten Augenblick nicht, was er antworten sollte. Der König! Als ob es möglich wäre, daß ein Bauer, wie er, den König, den König von Frankreich beschreiben könnte! Dann sagte er mit erschütternder Einfachheit:

„Er ist... Er ist eben Ludwig XV.“

Der andere sagte leise und überzeugt:

„Aber...“

Und er begann zu zitiern, denn von weitem vernahm man Pferdegetrappel und die Waldhörner, die zum Sammel bliesen. Pillac und Gelsomin traten an die hohe Eiche, kletterten am Stamme empor und machten sich in den Ästen bequem. Unfern, auf einer kleinen Lichtung mit frischem Grün und kühlem dunklen Schatten, hatten Diener ein Frühstück im Freien hergerichtet.

Welch kostbares Tischuch und Silberzeug! Erlesene Leckerbissen und üppige Kissen, um bequem sich zu setzen oder gar auszustrecken während der Mittagsruhe...

Aus dem Walde brach eine Reitergruppe hervor und erschien am Rande der Lichtung.

„Ist das der König?“ fragte Gelsomin, indem er auf Ludwig XV. wies, der Madame de Châteauroux die Hand reichte, um ihr aus dem Sattel zu helfen.

„Ja.“

„Und das andre ist... die Königin?“

„Nein. Das ist die Geliebte des Königs.“

Gelsomin ließ abermals ein „Ah“ hören und riß vor Staunen weit die Augen auf. Dann flüsterte er: „Sie kommt mir nicht sonderlich froh vor. Wie kann man nur an der Seite des Königs traurig sein!“

Pillac antwortete nicht. Alle beide schauten sie aufmerksam Ludwig XV. zu, der auf einem prächtigen Kissen saß, neben sich die Herzogin von Châteauroux, mit der er leise sprach; ab und zu gähnte er, ohne Rücksicht auf seine Dame. Die schöne Frau trank hastig zwei Glas Champagner, dann lächelte sie schon ein wenig lebhafter und beteiligte sich an der Unterhaltung. Der König von Frankreich schüttelte seine Müdigkeit ab; er hörte zu pöhlen auf, und das Frühstück verlief äußerst heiter. Die schöne Herzogin aber, die immer mehr erlaube, vermochte kaum dem gräßlichen Geschwätz der erlesenen Runde zu folgen: sie fühlte, daß das Herz des Königs nicht mehr ihr gehörte, sie fühlte, daß ihre Schönheit nicht mehr Macht hatte über des Königs Wünsche, und sie litt entsetzlich unter so offenkundiger Machtslogik, denn sie liebte ihren erlauchten Geliebten dennoch.

„Da kommt jemand“, rief Gelsomin und zeigte nach der Straße und auf ein blaues Kariolett, das mit einem weiß- und rosafarbenen Sonnendach überspannt war, und das von einem feurigen Pferde gezogen wurde.

„Oh, eine schöne Dame!“ rief arglos Gelsomin und beschattete die Augen mit der Hand. „Eine schöne Dame!“

„Sie hat einen kleinen Mohren, der das Sonnendach hält, sieh mal!“

Pillac wies mit dem Zeigefinger.

„Einen richtigen kleinen Mohren. Das ist die schönste Dame, die ich kenne. Sie ist noch viel

schöner als die Herzogin von Châteauroux...“

„Wer ist das?“

„Madame d'Étiolles.“

Und er sagte wiederum „Ah“, weil der Name ihm neu war, weil die Dame, ganz in einer weiß- und rosafarbenen Wolke von Spitzen und Seide, sich mit ihrem Kariolett immer mehr der Lichtung näherte, wo der König und die Edlen von Frankreich im Begriff waren, ihr Frühstück zu beenden. „Ob der König sie sieht?“ flüsterte Gelsomin zitternd.

Pillac zog die Schultern hoch. Er antwortete nicht. Das Kariolett der Madame d'Étiolles verlangsamte das Tempo, und das feurige Roß wechselte aus dem kurzen Trab in Schritt. Unter dem Sonnenschirm, den der kleine schwarze Diener hielt, sah Madame d'Étiolles und lächelte scharmant vor sich hin oder der Sonne dieses wunderbaren Tages zu, dem blauen Himmel und dem lichtgrünen Wald oder vielleicht auch gewissen geheimen Gedanken von künftiger Macht und künftigen Ruhm. Die schöne Dame nickte ihr blaues Kariolett nicht zufällig in das Jagdrevier Sr. Majestät König Ludwigs XV.

Als sie an die Lichtung kam, zügelte sie ihr junges, nervöses Pferd ein wenig, wendete sich leicht gegen die Gruppe der Kavaliere und Damen und lächelte. Dann, als sie in der Gruppe sehr rasch Ludwig XV. erkannt hatte, lächelte sie noch zaubernder; sie heftete ihre großen, bedröhten und ausdrucksvollen Augen auf den König von Frankreich. Dann flog das blaue Kariolett, von dem temperamentvollen, ausgerathenen jungen Tiere gezogen, davon wie der Wind, nichts als eine Wolke von Duft, Jugend, Lebendigkeit, Liebe hinter sich lassend.

Gelsomin hatte den Atem angehalten und seine großen, unschuldigen Augen aufgesperrt, um ja alles zu sehen: die Dame im blauen Kariolett, die im Gras sitzenden Kavaliere, die eifrig ihrem Dienst nachkommenden Lakaien. Weder war ihm das Zittern entgangen, das Madame de Châteauroux befallen hatte, so daß sie genötigt war, das Sektglas niederzusetzen (sie hätte es sonst ihrem königlichen Geliebten über die Knie gegossen), noch die Blässe dieser schönen, in ihren Gebeten verliebten Dame, jene seltsame Blässe, in der sich die Eifersucht verriet. Und obenwiegend hatte er den aufmerksamen, wohlgefälligen und freundlichen Blick des Monarchen versäumt, der die unverhoffte Erscheinung bewundert hatte und, als sie vorüber war, wie in dankbarer Erinnerung lächelte, so munter und frisch und mit so unverhohlener Freude, daß es ihm einen zornigen Blick der Herzogin eintrug.

Ludwig XV. fragte seine Kavaliere:

„Wer ist die schöne Dame?“

„Madame d'Étiolles, Sir.“

Und die Herzogin sprach von der Jagd. Nachdem

DER PIANIST

Schöne Liebe übert den Glänzen.

Dunkles Haar zurückgelegt.

Leise wendet er das Blatt um mit den Tänzern.

Seine Hände sind erregt.

Immer nur die Tasten,

und es will nicht enden.

Eine Sarabande liegt bereit.

Ein paar Frauen sitzen an den Wänden

und vertraumen und verlächen ihre Zeit.

Albert Hiemer

sie sich mit ihrem königlichen Geliebten erhoben hatte, ergingen sie sich ein wenig im kühlen Waldesschatten und stiegen dann wieder in den Sattel. Das Wild war zumuddegetrieben, und die Meute verfolgte die Fährte. Ludwig XV. liebte die Jagd über alles...

Ganz erregt noch kletterte Gelsomin aus dem hohen Eichenbaum. „Ich gehe nach Hause“, sagte er zu seinem Freunde Pillac. „Ich bin glücklich, daß ich den König gesehen habe, aber noch glücklicher, daß ich Madame d'Étiolles sah. Nie habe ich eine schönere Dame erblickt.“

Und Gelsomin schlug den Waldweg ein, um in das Dorf zurückzukommen, in dem ihn die Eltern erwarteten. Er ging gesenkten Kopfes, die Hände in den Taschen und mit einem schmalen Lächeln auf den Lippen: derart lebte die schöne Dame in seinem Geiste und seinem Herzen, daß er ihr im Gehen unbewußt zulächelte. Plötzlich jedoch erschreckte ihn der gelle Schrei einer Frau. Er eilte quer durch den Wald der Straße zu und kam eben zurecht, dem kleinen Mohren zu helfen, die schöne Dame vom Boden aufzuheben und sie über das Gras bis zu einem Baume zu schleppen, der dem schönen, ohnmächtigen Geschöpf als Rückenlehne dienen sollte.

Das Kariolett war umgestürzt, und das Pferd, das wütend mit den Hinterbeinen schlug, hatte sich in der Aufregung in die Deichseln und die Zügel verstrickt, hilflos lag es auf der Flanke und schlug, um seine Kut auszubringen, mit den Beinen.

„Was machen wir? Was machen wir?“ fragte Gelsomin verloren und ganz verwirrt von der Nähe dieses Geschöpfes, das er für ein Traumbild gehalten.

Der kleine Mohr riet besorgt:

„Ein wenig Wasser.“

Wo aber nicht ein Wasser finden? O Gott! Gelsomin fiel schnell ein, und in seiner Verwirrung dachte er nicht einmal an das plätschernde Bächlein, das zwei Schritte entfernt vorbeifloß. Dann, als er sich plötzlich daran erinnerte, lief er davon, um fast im selben Augenblick zurückzukehren, mit einem großen, rot und blau karierten, baumwollenen Sackchen, das von frischem Wasser troff, und weil er nicht wußte, was er beginnen sollte, fuhr er damit sanft, oh, so sanft, über der Ohnmächtigen blasse Stirn.

Inzwischen hatte der kleine Mohr das Riechfläschchen im Handbeutel seiner Herrin entdeckt und ließ sie daran riechen.

Madame d'Étiolles öffnete die Augen ein wenig und schloß sie sogleich wieder; sie versuchte schwach zu lächeln und hauchte mit dünner Stimme:

„Wo bin ich?“

„Im Wald“, antwortete der kleine Mohr.

Und die beiden warteten nun, daß die schöne Frau wieder zu Bewußtsein käme, um wieder Befehle geben zu können. Gelsomin kniete bei ihr mit dem Taschentuch in der Hand und betrachtete verwundert die Leibhaftigkeit dieses schönen, flüchtigen Traumes, und er zitterte ein wenig furchtsam, wenn seine Blicke über das herrliche rosafarbene Kleid glitten, das ganz von Wassertröpfen übersät war. Solch schönes Kleid! Und vielleicht für immer verdorben! — Aber die Dame sagte wieder etwas:

„Meinen Spiegel, schnell!“

Und der kleine Mohr reichte den Spiegel, den zu halten sie noch nicht die Kraft hatte. Da, indes der Mohr Puder, Stifft und Pflästerchen suchte, hielt Gelsomin, noch immer im Knien, den kleinen, zitternden Spiegel, darin die schöne Dame aus seinem Traum unter kleinen Zornesausbrüchen den leider heillosen Zustand ihrer Toilette prüfte. „Ein ruiniertes Kleid, mein Kind!“ „Madame waren ohnmächtig.“

„Wer bist du?“

„Ich heiße Gelsomin, Madame...“

Die schöne d'Etioles warf mit einer mutwilligen Bewegung den Spiegel beiseite und heftete ihren großen, bezauberten Blick auf den hübschen Burschen, der regungslos bei ihr kniete und glücklich war, sie so nahe sehen und hören zu dürfen. „Wenn die Zeit gekommen ist, Knabe, werde ich an dich denken.“

„Madame...“

„Du kommst an dem Tage nach Etioles, an dem Madame de Chteauroux nicht mehr die Geliebte des Königs sein wird... Was hast du gelernt?“

„Ich bin Grtner, Madame...“

Da löste Madame d'Etioles einen Filiederzweig von ihrem Gürtel und legte ihn in die Hände des Burschen.

„Zur Erinnerung“, sagte sie. „Und nun hilf meinem Mohren Pferd und Wagen aufrichten.“

Gelsomin stand auf, um dem kleinen Mohren zu helfen. Er fühlte die Manneskraft in seinem Arm. Dann beugte er das Knie, damit die Dame besser in den Wagen steigen konnte, und blieb mitten auf der Straße stehen, um sie entteilen zu sehen, fern, in einer goldenen Wolke... Er betrachtete die Blüten, die sie ihm geschenkt hatte, und dachte verwirrt an den König und die Herzogin von Chteauroux.

„Ach was!“ brummte er. „Ich werde mit Pillac sprechen. Was weiß ich von der Herzogin von Chteauroux, dem König und von Madame d'Etioles!“

Er nahm wieder den Weg durch den Wald. Von ferne begleitete ihn der Hrnerklang und das Echo der Flintenschsse. Ein aufgeschreckter Hirsch setzte vorüber, die Meute der Hunde hinterdrein.

Flink wie ein Eichhrchen kletterte Gelsomin, erschreckt, auf den erstbesten Baum, wo er regungslos blieb und Ausschau hielt.

Der Hirsch verschwand und die Hunde ihm nach; dann kam ein Reiter mit verhangenen Zgeln, dann ein anderer, dann eine ganze Gruppe.

Gelsomin wies ihnen mit der Hand die Richtung, und die Reiter stürzten sich auf die frische Spur. Es folgten einige Damen, dann erschien die Herzogin, ganz errtet von dem tollen Ritt, ganz glühend. Hinter ihr kam König Ludwig; er blickte bald links, bald rechts und schien sich unentschieden, welchen Weg er einschlagen sollte. Unter dem Baume, auf welchem Gelsomin saß, hielt er den König und sah neugierig zu dem Burschen auf.

Ohne zu wissen, was er tat, ließ Gelsomin aus seiner Höhe den Filiederzweig hinabstlen auf den Sattel des Königs und stammelte leise: „Madame d'Etioles... hat ihn mir gegeben, Sie.“

Der König lächelte und fhrte die Gube der Frau, die einst die Beherrscherin von Frankreich werden sollte, an die Lippen. —

Gelsomin wartete, bis alle Reiter vorüber waren, dann kletterte er aus dem Baume und ließ sich trubnisig am Boden nieder. Er kam sich traurig und verlassen vor. Er hatte die Stirn einer überirdisch schönen Dame berührt und hatte die Blumen dieser Frau dem König von Frankreich zugeworfen. Er fühlte dunkel, eine bedussame Geste getan zu haben, eine Geste, die der Anlaß zu etwas sein konnte, was man Schicksal nennt. Und bedrückt von so dunkler und schwerer Ahnung, kehrte er zurück in sein einfaches Haus, in seinen kleinen, duftenden Garten, den blau- und rosafarbenen Traum: d'Etioles... im Herzen.

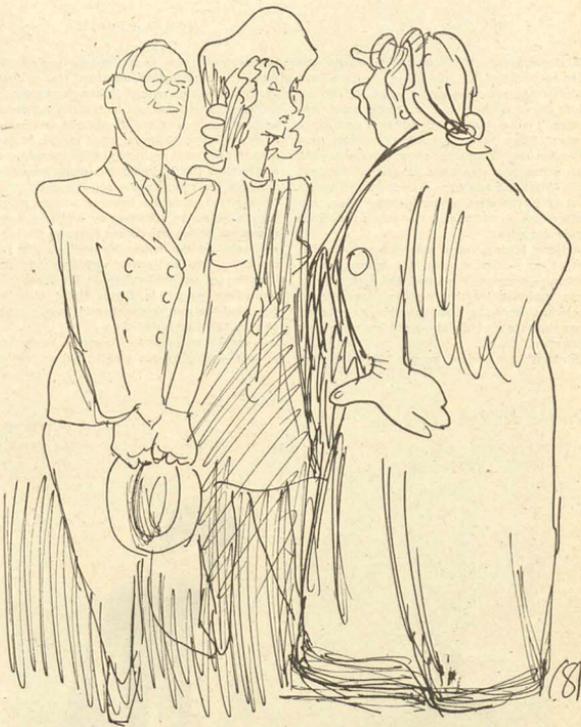
Bald darauf, auf einem Maskenball, warf Ludwig XV., König von Frankreich, einer Maske mit flammendem Blick das Taschentuch zu; sie hatte ihn während des ganzen Abends durch ihre Anmut und ihren Gürtel gefesselt.

Madame de Chteauroux trat die Herrschaft an Madame d'Etioles ab, die, als Madame Pompadour, dem Grtner Gelsomin ebensovienig verpt, wie Ludwig XV. den blauen Filiederzweig des fremden Bauernburschen, der auf einen Baum in seinem Jagdrevier geklettert war.

(Übersetzung von Thea Weide.)

Auf Zimmersuche - In cerca di stanza

(C. Sturzkopf)



„Wenn Sie's genau wissen wollen: einem Stier vermiete ich det Vorderzimmer überhaupt nich, und denn hat Ihr Fräulein Braut ooch noch Zwillinge im Quadrante. — — Jott behüte!“

“Se volete saperlo esattamente: Di norma io non affitto lo stanza sulla strada ad un Toro, e per giunta la vostra fidanzata ha anche i Gemelli nel quadrante. ... Che Dio me ne guardi!..”

DIE MAHNUNG

In Stockholm gibt es hunderte von kleinen Pensionen, wo Studenten, kleine Angestellte, Verkäuferinnen usw. wohnen, die nicht das Geld haben, sich eine eigene Wohnung zu leisten. Sehr angenehm ist es nicht, in so einer Pension zu wohnen, weil irgendwo immer ein Störenfried sitzt, der intrigiert oder Krach macht. Die Pension „Svealand“ wurde schon seit Jahren von dem lternden Fräulein Hansson in Furcht und Schrecken gehalten. Sie war Angestellte in einer Telefongesellschaft, zahlte ihre Miete und das Pensionsgeld pünktlich, es war also leider kein Grund vorhanden, die streitschtige, saure Dame vor die Tür zu setzen, und die anderen Bewohner der Pension, meist junge Leute, mußten dieses „Hauskruz“ ber sich ergehen lassen. Aber sei ein paar Wochen war die Situation ein bißchen anders geworden. Ein junger, hübscher Student aus Upsala hatte seinen Einzug in „Svealand“ gehalten, und alle atmeten auf. Dann der junge Mann nahm nicht die geringste Rücksicht auf die saure Miene des alten Fräuleins, er

ignorierte vollständig die bösen Blicke und die spitzten Bemerkungen, und schien sich augenscheinlich glänzend zu amüsieren.

Vor ein paar Tagen war der junge Mann zu einem Fest eingeladen, und er kam erst nach Hause, als draußen schon das erste Frhrot Stockholms Dächer beleuchtete. Man kann nicht sagen, daß er gerade leise war, und selbstverständlich wurde Fräulein Hansson, die das Zimmer neben dem jungen Manne bewohnte, wach. Wütend klopfte sie an die Wand — aber der junge Mann reagierte überhaupt gar nicht. Beim Mittagessen am nächsten Tag sagte Fräulein Hansson spitz: „Haben Sie nicht gehört, daß ich heute nacht bei Ihnen an die Wand geklopft habe?“

Atemlos Stille der übrigen Pensionsgste. Aber der junge Mann antwortete fröhlich:

„Sie müssen tausendmal entschuldigen, Fräulein Hansson, gehört habe ich Ihr Klopfen selbstverständlich, aber ich war so grolich müde, ich konnte nicht rüberkommen! Vielleicht ein ander-mal, wenn Sie wieder klopfen!“

Fräulein Hansson kündigte zum nächsten Ersten.

TAUSEND NACKTE BEINCHEN

VON G. HEMPELL

Ja, davon sprach der Spieß bei der Parole, von den nackten Beinchen, für die Jeder sich melden könnte. Alle meldeten sich. Können Sie sich ein Bild davon machen, was es heißt, wenn man einem Landsler verspricht, nackte Beinchen zu sehen? Einem Landsler überdies, der seit neun Monaten mindestens das Sowjetparadies genießt, der schon zum xten Male eingesehen hat, daß sein Urlaub aus taktischen Gründen weiterhin der Zukunft vorbehalten bleiben mußte. Nein, das können Sie nicht! Das muß man erlebt haben. Ich habe das erlebt.

Übrigens, Mädchenbeine meine ich natürlich. Das ist ja so — Sie werden das schon gemerkt haben —, wenn man von Beinchen spricht, meint man meistens Mädchenbeinchen. Die Männerbeinchen schneiden demgegenüber schlecht ab, man straft sie mit Mißachtung, man meint sie ganz einfach nicht.

„Abmarsch zum Varieté, morgen früh 9 Uhr, nach

Jelisawetowka, Führung Uffz. Droste“ und schmunzelnd: „Tausend nackte Beinchen“, ja, so hatte der Spieß wörtlich gesagt. Jelisawetowka war für russische Verhältnisse und im Hinblick auf nackte Beinchen nicht weit, nur 15 km. Hin und zurück 30 km. Was sind 30 km für einen Landsler in Rußland, der nur noch dreistellige Kilometerzahlen zu achten weiß. Die Stimmung der Truppe war daher nicht nur gut, nein, sie war sogar ausgezeichnet. Erinnerungen an nackte Beinchen wurden ausgetauscht. Die zarten, schlanken der kleinen Lilo, die stämmigen, festen der derben Resi und die braunen, sehnhigen der herben Mariand, sie alle fanden enthusiastische Verehrer und Verteidiger und kämpften um den Schönheitspreis. Die Träume der Grenadiere gingen in dieser Nacht nicht um Bolschewisten und Kanonenkugeln, nein, sie gingen um 1000 nackte Beinchen.

Und endlich am nächsten Morgen — keiner kam zu spät — ging es den Mädchenbeinen wirklich

entgegen. Ich muß es noch einmal betonen, daß es in Rußland geschah, daher war die Straße nach J. eine breite Matschspur. So kämpften sich die Kommistiefel durch den Brei den 1000 nackten Beinchen entgegen. Dabei sahen die Landsler ein, daß man den Beinchen allerdings niemals hätte zumuten können, etwa durch diesen Brei nach vorn zu ihnen in die Frontlinie zu kommen. Nein, das konnte man wirklich nicht, man mußte ihnen schon etwas entgegenkommen.

Frontvariété! Große Bretterbude, Podium, angenehme Überfüllung. Der Vorhang öffnet sich, nein, es erscheinen keine nackten Beinchen, o nein — das wissen sie ja auch — die nackten Beinchen kommen nie gleich, sie lassen auf sich warten. Dafür erscheint zunächst der Zauberer Luzifer. So viel steht fest, ein Zauberer von Format; er zaubert die unmöglichsten Sachen aus den unmöglichsten Ecken. Spielend beherrscht er eine Unzahl phantastischer Tricks. Es ist geradezu unheimlich. Er läßt allerhand verschwinden, der Zauberer Luzifer, nur er selbst verschwindet nicht. Der Beifall kann noch so groß sein, er beherrscht weiter das Podium. Doch einmal kommt die Pause. Und wieder öffnet sich der Vorhang. Was glauben Sie wohl, wer jetzt erscheint? Luzifer, der Zauberer, und nicht die nackten Beinchen. Es ist unglaublich, was dieser Mann noch alles zaubern kann: Fächer, Tücher, Eier, nur eins zaubert er nicht herbei, die nackten Beinchen. Auch eine Jungfrau zum Zersägen hat er leider nicht vorrätig. Schließlich ist das Varieté aus. Zauberer Luzifer weg, Varieté aus! Ein Teufelskerl, dieser Luzifer, macht das ganze Varieté allein ohne nackte Beinchen. Man muß sich die nackten Beinchen verkniefen. Ja, das müssen die Grenadiere, es ist sehr traurig.

Enttäuschte Kommistiefel kämpften sich heimwärts durch den Brei. Vielleicht kommen die nackten Beinchen später mal, man soll die Hoffnung nicht aufgeben. Da brennt ein Haus! Es ist die Sauna. Sie müssen das wissen, daß in Rußland Häuser sehr plötzlich anfangen zu brennen. Es ist das nichts Aufregendes weiter. Viel geht nicht dabei verloren. Nitschewol! Aber seinen Spaß, den hat man daran. Was soll ich Ihnen sagen, vor der Tür des Hauses — es brennt lichterloh — erscheinen nackte Beinchen. Braune, sehnhige, behaarte, frisch gewaschene Beinchen. Landslerbeinchen! Schneller als die Beinchen war das Feuer gewesen. Die Beinchen hatten die dazu gehörigen Unterhosen nicht mehr erreicht. Schicksal! Direkt aus der Badetonne mußten die Beinchen das Weiße suchen. Da stehen die Beinchen nun, sie sind etwas unsicher, merklich von dem Ablauf der Geschehnisse nicht erbart.

Ja, lieber Leser, so kamen die Grenadiere doch noch zu dem Anblick nackter Beinchen. Nicht zu den richtigen, ersetzten Beinchen. Nein, gewiß nicht. Es mußte wohl so sein, daß die Mädchenbeinchen der Zukunft vorbehalten bleiben sollten. Wie meinen Sie? Ja, ganz recht, wie der Urlaub. Schließlich sind Mädchenbeinchen ja auch etwas ganz Seltenes, 30 km sind da noch nicht immer ausreichend. Man fährt da besser gleich mit der Eisenbahn, das ist sicherer. Dann nähert man sich jedenfalls ganz bestimmten Beinchen, das ist immer das Beste. Sie wissen das, sie sind dann sogar etwas entgegenkommen, wenigstens bis zum Bahnhof. Aber wie ich Ihnen schon sagte, darauf müssen die Grenadiere noch etwas warten und übrigens, ihren Spaß haben sie doch gehabt, die Grenadiere, oder meinen Sie nicht?

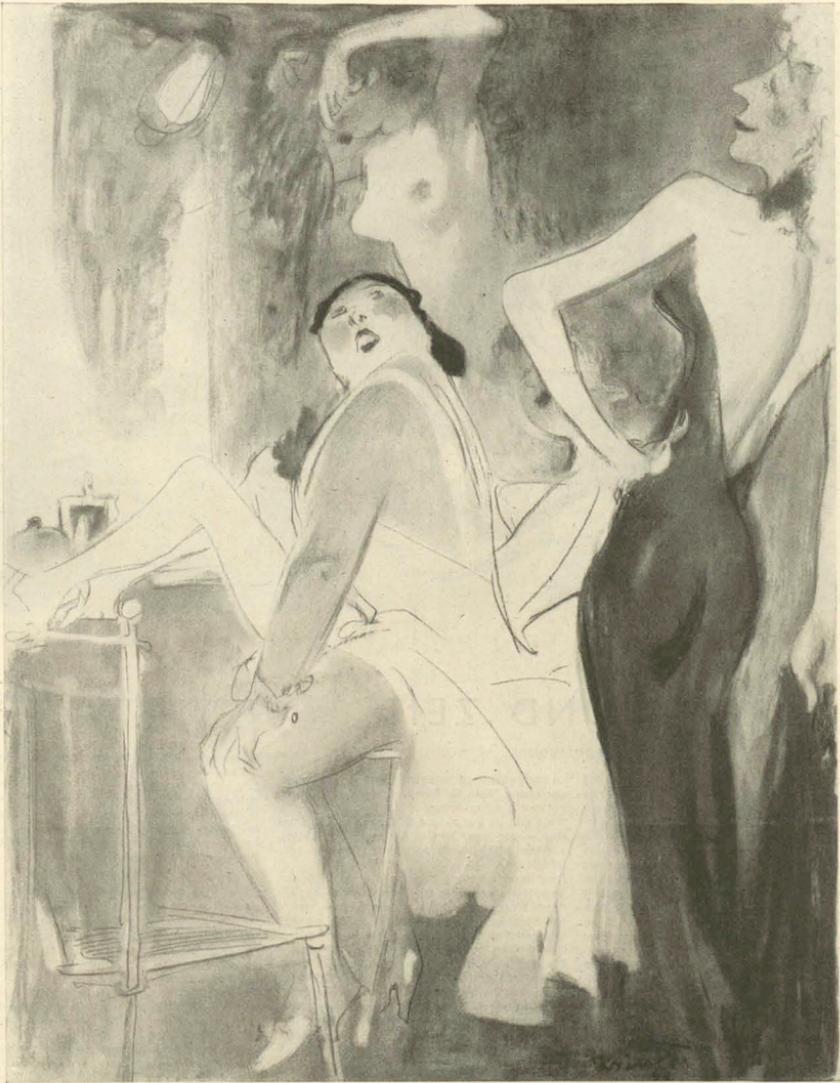
Wandel der Zeit - Tempi mutati

(O. Herrmann)



„Sixt, Reser!, heu! weiß a Mann scho glei, wia a Madl unt' ausschaugt, aber dein' Vata selig hat 's hi'ghaut, wia er meine Knia g'sehn hat!“

„Vedi, Teresina, oggi giorno un uomo so subito come è fatta sotto una ragazza; ma la buon' anima di tuo padre rimase a bocca aperta al solo vedere i miei ginocchi!..“



„Evere Jerippe sind ja for 'nen Mann bloß 'n fleischloser Tag!“
„Na ja, und du bist dafür bloß Stammjericht!“

Scaramuccia: „I vostri scheletri per un uomo sono soltanto un giorno di magro!“,
„Eh si; ma tu all' incontro sei soltanto una pietanza usuale!“,



RAUM UND ZEIT

VON SCHLEHDORN

Rolfwolf und Christheide treffen sich unter der Normaluhr. Adam und Eva trafen sich nicht weit vom Baum der Erkenntnis. Der Hans und die Grete unter dem Denkmal von Goethe. Irgendwo werden sich die Betreffenden immer treffen.

Über die Normaluhr ist schon viel geschrieben worden. Regierungsrat Julius vergleicht sie einer gewissen Art von Beamten, die entweder im Dienst sind, korrekt ohne Erbarmen, oder entschuldigend durch ein Pappschild „Außer Betrieb“, also in Urlaub oder in Reparatur. Schon der Name „normal“ klingt anspruchsvoll und langweilig, aber keiner hat den Mut, es nicht sein zu wollen. Dabei sind nicht nur Trottel, sondern auch Genies nicht normal, also gäbe es immer eine Entschuldigung.

Die Normaluhr ist auch einer der Fälle, wo die Technik leicht taktlos wird. Für ihn zerlegt sie die Wartezeit in periodische Lieferungen zu 5 Minuten (die 5 wird auf dem Zifferblatt nicht etwa durch Zahlen dargestellt, sondern durch Blöcke. Sachlich = häßlich + unpraktisch.) Sie serviert ihm die Gefühlsskala: geschmelchelte Eitelkeit (sie kommt!) — Unruhe (kommt nicht!) — Erwartung (kommt!) — Ärger (kommt nicht!) — Sehnsucht (kommt!) — verletzte Eitelkeit (kommt nicht!) — alle 5 Minuten neu.

Für sie ist die Normaluhr ein ferngeleitetes Vorwurf der Verspätung. Aber der Vorwurf wird der Normaluhr auffallenderweise meist nicht übergenommen.

Es gibt auch pünktliche Frauen, — aber die sind

hernach gestrenge Herrinnen, und verzeihen weder kleine Feuer für fremde Damen, noch Asche auf dem eigenen Anzug.

Dann gibt es Frauen, die 5 Minuten zu früh kommen, — vor denen hüte dich; denn in den 5 Minuten kann man nur kritisieren oder spionieren oder intrigieren.

Frau Dorette kommt immer mit einer reizenden Verspätung, entweder mit ihrem Lächeln oder mit ihrem Wagen voll Grazie um die Ecke, — warum hat noch kein Maler Venus am Volant gemalt? Und es ist so hübsch zu hören, was sie gerade in den Minuten der Verspätung alles erlebt hat.

Die Normaluhr ist im Grunde ironisch. Sie weiß, daß ein Rosenstrauß rettungslos lächerlich wird, wenn man ihn zwanzigmal auf kleinem Raum hin und her tragen wird. Und ebenso traurig abgeblüht wirken die Versetzten (männliche Sorte) und die Sitzengebliebenen (weibliche), deren Tragik es ist, daß sie sich komisch finden, und die sich ebenso genieren, noch zu bleiben, wie schon zu gehen.

Eine taktvolle Kommunalverwaltung sollte vor jeder Normaluhr zwei Elektrische halten lassen, — zwei, denn wenn eine kommt, warten alle mit lässiger Miene gerade auf die andere.

Und ein Findiger wird das Kennenlernen zwischen den versetzten Herren und den sitzengebliebenen Damen arrangieren. Sie kennen sich ja bereits vom Ansehen. Sie haben sich gegenseitig nichts vorzuerwerfen. Und im Kunststunde der Resignation erblüht manch' stilles Glück. Aber dann würden

Schwarzwartende kommen, die gar nicht verabredet sind, sondern nur am Ausverkauf profitieren wollen ...

Als Rolfwolf gerade im Begriff ist, zu gehen (man ist immer gerade im Begriff, zu gehen), kommt Christheide. „Mensch“, sagt sie in moderner Sachlichkeit, „da bist du ja.“

„Ich wäre jetzt woanders hingegangen“, brummt er. Damit bringt er jedoch das Raumproblem in die Sachbetrachtung, die der geneigte Leser bisher nur unter dem Gesichtspunkt des Zeitproblems vorgenommen haben dürfte.

*

Zugleich mit Rolfwolf und Christheide treffen sich nämlich der Raum und die Zeit unter der Normaluhr. Dann wenn sie nicht zusammentreffen, verfehlen sich alle. An der flachen Normaluhr zur richtigen Zeit ist um nichts besser, als umgekehrt, und die Formel für Pünktlichkeit ist Wurzel $R + Z = \text{Pü}$ oder ähnlich.

Die Zeit ist zierlich, geradezu ein Strich, etwas nervös, — deshalb so reizvoll in der Jugend und im Alter so lästig. Sie hat immer neue Namen, z. Z. heißt sie Inge.

Er, der Raum, ist breit, man merkt ihm seine drei Dimensionen an, und wenn er einen Vornamen hätte, hieß er Max.

„Ei, du liebe Zeit“, sagte er gemütlich, „wie geht's?“

„Ach, der alte Raum, wie steht's?“ „Danke, zeitgemäß“, sagte der Raum, „ich bin ganz voll Geopolitik. Und Sie?“

„Ich komme schon gar nicht mehr zu mir selber. Ich werde immer weniger bei so vielen Verkehrseinrichtungen, mit denen man hier zehn Minuten, dort zwei Minuten spart.“

„Und was macht man mit den gesparten Minuten?“

„In denen erbeitet man“ flieberhaft neue Zeit-
ersparnisse aus.“

„Ja“, sagte er überlegen, „und dabei leben Sie
jeden Augenblick von der Hand in den Mund, aus
der Zukunft in die Vergangenheit. Ich dagegen
bin immer komplett gegenwärtig.“

„Erlauben Sie mal“, erwiderte die Zeit, „ich
bin, nach Kant, die formale Bedingung a priori
aller Erscheinungen überhaupt. Sie nur die for-
male Bedingung aller äußeren Erscheinungen.
Und wenn diese Erscheinungen nicht wären, lägen
Sie leer da, wie eine Schaupackung im Laden-
fenster.“

„Und Sie wären überhaupt nicht da! Nach neuester
Forschung sind Sie doch nur meine vierte
Dimension.“ Der Raum wollte so weiterstreiten.
Aber die Zeit hatte dazu keine Zeit. Denn es war
eine bedeutsame Zeit und mußte repräsentieren.
„Bis sich so was im Raum herumgesprochen hat!“
dachte sie kopfschüttelnd, winkte ihrer treuen
Dienerin, der Normaluhr zu, ließ den Raum stehen
und enteilte.

Auch Regierungsrat Julius ging unter der Normal-
uhr auf und ab. Und dachte nach über Zeit und
Raum.

Man hat immer zu wenig Zeit, außer beim Warten,
d. h., dann merkt man sie am meisten. Den Zahn
der Zeit merkt man eben auch nur, wenn er
hohl ist.

Und in dem unendlichen Raum der großen Stadt,
ja der ganzen Welt, interessiert einen nur das
einzige erwartete Wesen. Mit dem ist man durch
eine gedachte Linie verbunden, aber diese ge-
dachte Linie ist aus Gummiband. Und von allem
was da krecht und fluecht, interessiert einen nur
die einzige Autonummer 5726.

Das Warten nennt Treitschke eine aristokratische
Kunst. Millärs und Damen erziehen uns dazu. Warten
will nicht als Tortur, sondern als Vorfreude
angesehen werden, oder wenigstens als beides
zugleich, mit den verklärten Augen des Mätyrers.
In möglichst wenig Zeit möglichst viel Raum
hinter sich bringen, — das ist der Sinn der Verkehrs-
unternehmungen. Der Sinn des Ruhestands ist
genau das Umgekehrte. Zuletzt braucht man nur
noch einen Sessel.

Zum Urlaub gehört, daß man die Zeit laufen läßt
und den Raum genießt; See oder hohe Berge
oder Himmel. Der Horizont ist immer so weit, wie
du gekommen bist.

Im Dienst ist das Problem sauber gelöst: die
Amträume sind numeriert (Regierungsrat Julius
hat Nr. 217), und die Dienstzeit ist durch Verord-
nung geregelt.

Warten ist eine poetische Tätigkeit (es kommt
nur darauf an, auf wen). Man denke an Penelope
oder Gudrun oder Iphigenie.

„Es stunt ein frouwe alleine und warte über he-
den...“, singt Dietmar v. Eist. Das Bildchen ist so
hübsch, daß den Illustratoren verboten sein sollte,
es zeichnen zu wollen.

„Ich kam gegangen zu der ouse
do was min friedel komen e“

singt Walther von der Vogelweide, d. h. unter den
Linden an der Heide hatte sie ihn also warten
lassen (um 1200).

„Kust er mich? wol tusendstunt,
tandaradeil!“

(Heute würde man sagen: „Mensch, primal“).
Oder man hört bei Mozart den Grafen und Su-
sanne:

„Du kommst in Garten?“ — „Ja.“ —

„Läßt mich nicht warten?“ — „Nein.“ —

„Läßt mich nicht warten?“ — „Ja.“ —

„Ja?“ — „Ihr findet mich bereit!“

Worauf dann Susanne den Grafen versetzt, was in
diesem Fall ganz in der Ordnung ist. —

Es sollte einer die Geschichte des Wartens schrei-
ben, vielleicht ein Beamter im Wartestand, der im
Wartehag lebt...

In diesem Augenblick kam Dorette angefahren,
hielt mit lautos überlegener Eleganz genau vor
ihm, lud ihn ein, neben ihrem Führersitz Platz zu
nehmen, „Raum ist in den kleinsten Wagen“,
lächelte sie, „und bis zum Abendessen ist noch
zwei Stunden Zeit...“

Die armen Seelen, die noch unter der Normaluhr



„Paß mal auf, Fritz, nun mache ich mich so schön, daß die
Mächens um 'nen Kuß von mir stundenlang Schlange stehen!“

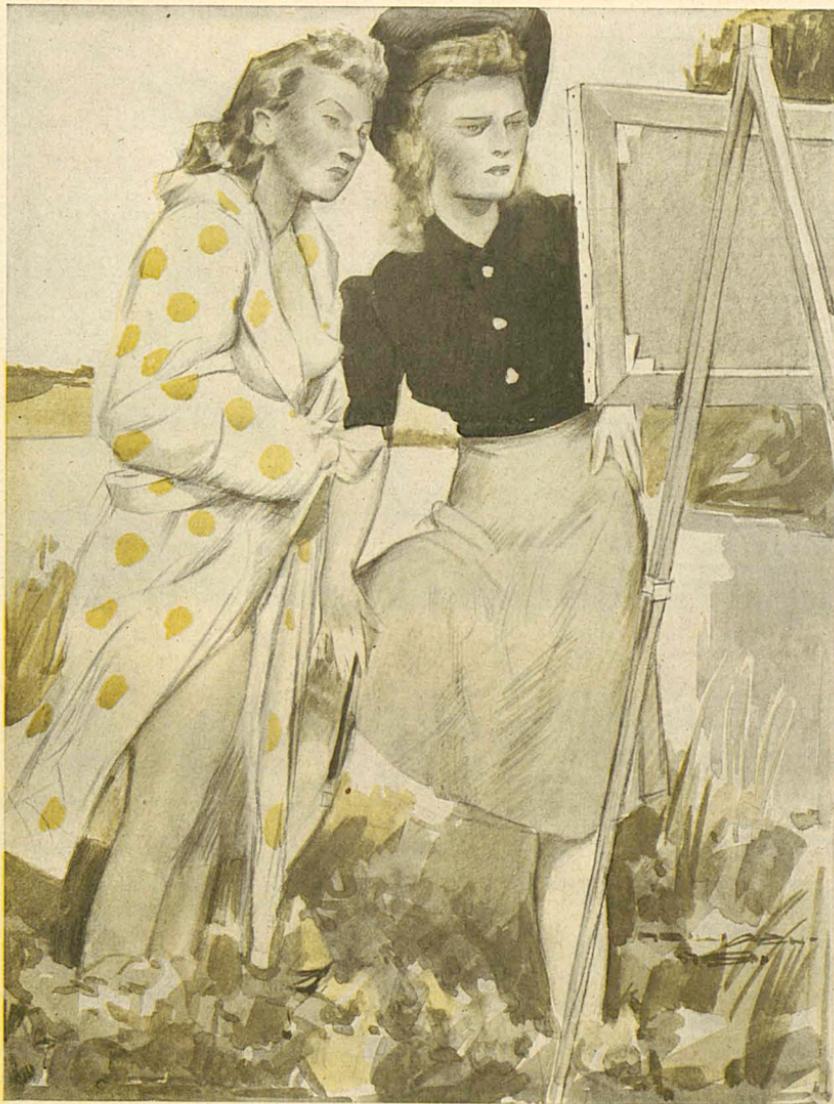
„Attenzione, Fritz! Adesso mi faccio sì bello che le ragazze per un mio bacio faranno ore di coda!“

im Fegefeuer des Wartens standen — es sind
immer andere, aber immer welche da —, sahen
ihnen mit unerlösten Blicken nach.

Tachometer und Manometer tauchen ihre Schuldig-
keit. Sie sind von Raum und Zeit vorbeigehend
angestellt, während Meridiane und Normaluhren

als Berufsbeamte fungieren. Und den Nutznießern
der technischen Epoche klang als lieblicher Ton
der Radau, fändaradeil, des Straßenverkehrs Unter
den Linden.

Und wieder hatten sich Raum und Zeit getroffen,
— aber beide wurden vergessen...



„Na, und was sagt dein Mann zu deiner Malerei?“

„Er sagt: ‚Die Verknappung der Pinsel wird sich noch segensreich auswirken!‘“

Critica: “Ebbene, che dice tuo marito della tua pittura?.. — “Egli dice: ‘La penuria dei pennelli apporterà i suoi buoni frutti!,,“

KLEINES ABENTEUER

VON HANS FAHRWOL

Mein Leben, das Leben einer Frau, ist wunderbar ruhig verlaufen, ohne alle Abenteuer. Ich bin Berlinerin und habe fast das ganze Leben in meiner Vaterstadt verbracht. Man sollte meinen, eine Weltstadt trüge ganz von selbst das eine oder andere Abenteuer an seine Bewohner heran — aber nein, ich habe nichts davon zu spüren bekommen. Ich eigne mich wohl nicht für Abenteuer, deshalb haben sie auch meine Wege nicht gekräftigt.

Nur einmal habe ich ein Erlebnis gehabt, das außerordentlich merkwürdig war, ein Erlebnis, das zwar mein Innerstes nicht berührte, das aber von einem so mächtigsten Schimmer umflossen ist, daß ich es heute erzählen möchte. Es war ein schöner, sonnenverklärter Nachmittag, ich war jung, saß in hellem Kleid auf einer Bank im Tiergarten und sah den vorüberziehenden Spaziergängern zu. Die Sonne spielte auf dem Weg und auf dem saftgrünen Rasen, zuweilen schrie eine Ente vom Teich herüber, und durch die Luft schwangen sich mit weichem Flügelschlag große Waldstaben von Baum zu Baum. Unter den Spaziergängern bemerkte ich einen schlanken, gut aussehenden Mann, der mich, er ging sehr langsam, mit seinen braunen sympathi-

schen Augen aufmerksam betrachtete. Es dauerte nicht lange, da kam er von der anderen Seite her wieder an mir vorüber und richtete seine wohl verwunderten Augen von neuem auf mich, so daß ich mir sagte: Jetzt ist es Zeit, daß ich aufstehe und weiterwandere.

Ich erhob mich also und schritt unter den von der Sonne des Nachmittags goldig durchwobenen Baumkronen gemächlich dahin. In der Nähe des Lützowplatzes trat ich in die Stadt ein, begab mich in eine mir vertraute Konditorei und ließ mich an einem der weißgedeckten Tische nieder. Es dauerte nicht lange, da öffnete sich die Tür, und der schlankere Mann mit den sympathischen braunen Augen trat ein. Jetzt passiert etwas, sagte ich mir. Er kam an meinen Tisch, verbeugte sich leicht und fragte in ruhiger, zurückhaltender Weise, ob ich erlaube, daß er an meinem Tisch Platz nehme. Es würde ihm eine besondere Freude sein.

„Nein“, sagte ich lächelnd, „ich möchte, daß Sie sich nicht zu mir setzen.“

„Das bedauere ich aufrichtig“, erwiderte er, „es wäre mir so wichtig, mich mit Ihnen zu unterhalten.“

„Nein“, sagte ich in entschiedenem Tone, doch ohne unfreundlich zu sein, „bitte nicht.“

„Darf ich Sie dann wenigstens bitten, mir Ihre Adresse zu geben?“ fragte er, „ich möchte Ihnen ein paar Worte schreiben — nicht jetzt, sondern erst nach Jahren. Wollen Sie?“

„Gut“, entgegnete ich. Es schien mir zwar vollkommen rätselhaft, warum er mir nach Jahren schreiben wollte, aber ich sagte mir, das ist kein Risiko für mich. So holte ich das Notizbuch aus der Handtasche, riß ein Blatt heraus, schrieb meine Adresse darauf und gab es ihm. Er nahm das Blatt, verneigte sich, bedankte sich mit ein paar kurzen freundlichen Worten und verließ den Raum. Ich sehe noch, wie er mit seiner aufrechten und blicksamen Gestalt, ohne rückwärts zu blicken, die Konditorei verließ.

Sonderbar, dachte ich, es ist völlig unbegreiflich, was das heißen soll. Ein sympathischer, vielleicht sogar ein reizender Mensch, doch von einem Verhalten, das für mich ganz undurchsichtig ist. Dann machte ich mich an die Schokolade, die duftend vor mir stand.

Mitunter dachte ich noch an die kleine Szene zurück, schließlich entschwand sie aus meinem Gedächtnis. Genau nach fünf Jahren erhielt ich einen Brief. Auf dem Umschlag eine Handschrift, die ich nicht kannte, und der Name eines Absenders, der mir gleichfalls unbekannt war. Ich öffnete und las mit wachsendem Erstaunen das folgende:

„Heute endlich schreibe ich Ihnen den Brief, den ich Ihnen versprochen habe. Fünf Jahre sind seit unserer Begegnung verfloßen. Heute endlich möchte ich Ihnen eine Aufklärung geben für das, was damals geschehen ist.“

Ich war verlobt, aber nach einiger Zeit traten Zweifel in mir auf, ob meine Wahl die richtige sei. Unruhe erfüllte mich, Bedenken stürmten auf mich ein. Ich war unentschieden, was ich tun sollte — da sah ich Sie an jenem hellen Nachmittag auf der Bank im Tiergarten, und ein schnelles Gefühl nahm von mir Besitz: hier ist ein Mensch, der vermutlich ganz anders zu dir paßt als deine Verlobte, mache den Versuch, ihn kennenzulernen, vielleicht wird dein Leben erst jetzt in die richtige Bahn geleitet, versuche das Schicksal mit aller Kühnheit zu dir herüberzuziehen.

So sagte ich mir und folgte Ihnen. Wie ein verlockendes Versprechen schritten Sie in der Sonne vor mir her. Sie ahnen nicht, was damals alles in mir durcheinanderstürzte. Ich nahm mir vor: Wenn Sie sich mir geneigt zeigen sollten, so wollte ich alles daransetzen, Sie zu gewinnen. Würden Sie mich dennoch ablehnen, so wollte ich mich mit meiner Verlobten verbinden, so wie es von An-

fang an geplant war. Die Vorsehung sollte sprechen: mit diesem Vorsatz betrat ich kurz nach Ihnen die Konditorei — und erfuhr eine so energische und deutliche Abweisung, daß mein Weg klar vorgezeichnet war.

Ich heiratete nach kurzer Zeit meine Braut, und heute, nach fünf Jahren, kann ich sagen: unsere Ehe hat sich zu einem Glück entwickelt, wie ich es kaum zu hoffen gewagt hatte. Wir haben zwei reizende Kinder, die unser Stolz und unsere Freude sind und uns das Dasein verschönern. Es ist alles in Ordnung, und unser Leben geht einen ruhigen, klaren, beglückenden Gang.

Dieses wollte ich Ihnen schreiben, damit Sie endlich eine Aufklärung bekommen für mein Verhalten von damals, das Ihnen sicher äußerst wunderlich erschien.

Leben Sie wohl und haben Sie Dank! Ich hielt die Zeilen nachdenklich in der Hand, und jener sonnige Nachmittag vor fünf Jahren stieg wieder vor mir auf. Ich sah ihn wieder mit seinen großen, verwunderten Augen im Tiergarten langsam an mir vorüberschreiten — und dann die Szene in der Konditorei, wo er mich in so zurückhaltender Weise fragte, ob er bei mir Platz nehmen dürfte. Ich gestehe, es hätte mich damals schon interessiert, mich ein Weilchen mit ihm zu unterhalten, doch kam für mich nur eins in Betracht: ihn unberühmbar abzuweisen. Meine Weigerung war wohl begründet. Ich hatte nämlich jene Konditorei aufgesucht, weil ich mich mit — meinem Mann dorthin verabredet hatte.

DIE WEINKUH

Lieber Ringelnetz, ich sage es in einem Satz: Das ist die Welt, so keine Frage!

Dem Zauberer KuttelaDaddeldu liebt Gott einmal das Kunststück zu: Ein Rind so zu bezaubern, daß ihm Wein entfloß rote einem Faß.

Er melkte es drauf Tag und Nacht und es hat viel Ertrag gebracht; Der bette Rübeheimer floß aus feinem Euter dick und groß.

Und dürftete man überall, Die Weinkuh stand in Kuttela Stall und war bereit als gutes Tier; Ich trank biemeilen auch von ihr.

Wir liebten und wir lobten sie, wir zechten und erprobten sie; es war ein Jubel immerzu in Kuttela Stall um Daddels Kuh.

Doch einmal endet jedes Glück, der liebe Gott zog sich zurück und lagte eines Tages: Halt — ihr ruiniert sie mit Gewalt!

Sie fell nun wieder milchen. Punkt. Da mar'n wir alle eingetunt und meinten, weil sie milchen sollt' und haben Gott kein' Dank gefolt.

So geht es hin, so geht es her, Der Zauberer zaubert längt nicht mehr; er litz bei'm lieben Gott zu Gaft und macht nach al dem Zauberer. S.

Peter Scher

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Wer schlecht reist, hat es sich selbst zuzuschreiben. Ich gebe auch hier das Rezept zum angenehmen Leben, ein kleines Erlebnis auf der Eisenbahn:

Ich saß im Zug von Wien nach Berlin. Das Abteil war übervoll. Ich zog eine Tüte aus der Tasche. Entnahm ihr ein Bonbon und schob es in den Mund. Das ganze Abteil schaute neugierig.

Eine Dame, dick und rund, fragte genähsig: „Hätten Sie auch eines für mich?“

„Aber ganz schön Frau.“ Ich hielt ihr die Tüte hin. „Sehr liebenswürdig!“

„Wollen Sie nicht noch eines?“

„Wenn ich darf?“

Sie durfte. Ich blickte mich in der Reihe um. „Wünscht noch jemand von den Herrschaften ein Zucker?“

Alle wollten. Sie schleckten und schleckten. Darf ich verraten, daß ich von Prag an herrlich bequem im Abteil saß? Denn immer wieder verließ dieser oder jener der Mitreisenden in höchster Geschwindigkeit das Abteil, um so bald nicht wieder aufzutreten. Die Tüte enthielt bis auf mein erstes Bonbon Laxinkoflet.

J. H. R.

*

Rudi erzählt Bobby: „Du, denk dir nur, der Baron Schreckensinn, dessen Frau erst vor einem halben Jahr gestorben ist, hat sich schon wieder verlobt!“

Meint Bobby: „Nur gut, daß die arme Baronin... das nicht mehr erlebt hat!“

F. H.



„Und nun meine Herrschaften werden Sie sich totlachen über den Grotesksong
des kleinen Emigranten: ‚Ich glaube immer noch an die Atlantik-Carta!‘“

Nel tabarino dei comici alleati: “Ed ora, signori miei, scoppiarete dalle risa al canto
grottesco dei piccoli emigranti: ‘Dell’ Atlantico alla Carta io credo ognor ... io credo ognor, I.,